

MATTHIAS SCHARER „SICH NICHT AUS DEM HERZEN VERLIEREN“

Zur Problematik einer „christlichen“ Beziehungsform

Das „Mir-Nach“ Jesu ist radikal. Ihm nachzufolgen geht an die Wurzel menschlichen Daseins, das immer ein Mit-Sein mit Anderen ist. Aus einem kommunikativ-theologischen Menschen- und Weltverständnis heraus¹ gehe ich von einer unaufhebbaren Polarität von Dasein und Mitsein des Menschen aus. Eine unbezogene Autonomie, der es nur um die eigene Selbstverwirklichung geht, wie sie sich in der Moderne teilweise durchgesetzt hat, entspricht dem Menschen nicht²; ihm ist auch die Konkurrenz und Rivalität nicht angeboren, wie das die Evolutionisten nach dem Motto behaupten: Das Stärkere und Kräftigere setzt sich durch³. Schon eher können wir sagen, dass der Mensch zum Mit-Sein, zur Liebe, geboren ist. Die Konkurrenz und Rivalität zwischen Menschen, die wir bereits beim kleinen Kind beobachten können, ist nicht biologisch bestimmt, das macht die Hirnforschung ganz deutlich, wir haben kein Rivalitätsgen in uns: „Kern aller menschlichen Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung zu finden und zu geben.“⁴ Rivalität und Konkurrenz sind kulturell geprägt. Veranlagt hingegen sind wir zum Mit-Sein.

1. Die Spannung zwischen dem „Mit-Ihm-Sein“ und dem „Mit-Sein“ mit einem geliebten Menschen

Schließt das „Mit-Ihm-Sein“ und in Seiner Sendung stehen, wie es Martin Hasitschka eindrucksvoll darstellt, das Mit-Sein mit einem Menschen, den man liebt und mit dem man in einer besonderen Liebesbeziehung und partnerschaft-

1 Scharer/Hilberath. Kommunikative Theologie; dies., The Practice of Communicative Theology.

2 Scharer, Begegnungen Raum geben, 21-24.

3 Darwin, Die Abstammung des Menschen, 7-71.

4 Bauer, Prinzip Menschlichkeit, 23.

lichen Bindung steht, aus? Zunächst sieht es so aus, dass die Nachfolge Jesu im Neuen Testament mit dem Verlassen aller bisherigen Bindungen einhergeht⁵:

„Verlassend die Netze, folgten sie ihm nach“ (Mk, 1,18): die berufliche Bindung wird aufgegeben;

„Verlassend ihren Vater Zebedäus im Boot mit den Lohnarbeitern, gingen sie weg, ihm nach“ (Mk 1,20): die Elternbindung und die Bindung an das elterliche Gewerbe werden aufgegeben.

Selbst die heilige Pflicht, die Toten zu begraben, wird angesichts des Nachfolgerufes nebensächlich (vgl. Mt 8,22)

Die Nachfolge Jesu scheint im Hinblick auf die bestehenden Bindungen kompromisslos zu sein: „Verlassend alles, folgten sie ihm nach“ (Lk 5,11).

Ist das wirklich so?

Die berufliche Bindung wird aufgegeben und an anderer Stelle treffen wir einzelne Jünger wieder selbstverständlich in ihrem Beruf als Fischer an (vgl. Joh 21,1-14).

Die Elternbindung wird aufgegeben, doch die Mutter Jesu ist eine seiner treuesten Begleiterinnen, bis zum Kreuz, wo die männlichen Jünger längst geflohen sind.

Das Verlassen von allem schließt auch die Familien und die Frauen ein, gleichzeitig heilt Jesus die Schwiegermutter des Petrus (vgl. Mk 1,29-31); dieser bleibt also offensichtlich in familiären und ehelichen Bindungen, wie das vermutlich auch bei den anderen Jüngern der Fall ist.

Wie ist die Radikalität der Nachfolge Jesu im Hinblick auf menschliche Liebesbeziehungen und partnerschaftliche Bindungen wirklich zu verstehen? Menschen, die heute in vielfältigen Liebesbeziehungen leben, müssen sich fragen: Sind Nachfolge Jesu und das Aufrechterhalten menschlicher Liebesbeziehungen überhaupt vereinbar? Oder ist das „Mir-Nach“ Jesu so radikal, dass menschliche Liebesbeziehungen, speziell auch wenn sie in einer Partnerschaft bzw. Ehe gelebt werden, eine Nachfolge Jesu ausschließen? An dieser Frage hängt heute für den weitaus überwiegenden Teil der Menschen die grundsätzliche Bedingung für die Möglichkeit, Jesus nachzufolgen. Würde nämlich das Mit-Sein in einer liebenden Beziehung mit einer Liebespartnerin/einem Liebespartner das „Mit-Ihm-Sein“ in der Nachfolge Jesu ausschließen oder würden beide nichts miteinander zu tun haben, dann wäre für den

Großteil der ChristInnen, nämlich für alle, die in einer Liebesbeziehung leben, die Nachfolge Jesu ausgeschlossen.

Um in der Frage der Verträglichkeit oder Unverträglichkeit heute mit Ihm (Jesus) und/oder mit einer Partnerin bzw. einem Partner zu sein, schlüssiger zu werden, nützt ein weiterer Blick in das Neue Testament bzw. in die Praxis und das Bewusstsein der Frühen Kirche nicht allzu viel. Aus vielen Gründen können wir die damalige Praxis nicht einfach auf heute übertragen. Schon das Verständnis damaliger Bindungen und Liebesbeziehungen in einer weitgehend patriarchalen Gesellschaft unterscheiden sich von einer demokratisierten Liebes- und Beziehungskultur so radikal, dass aus ersterer kaum Schlüsse für heute gezogen werden können. Außerdem haben wir eine zweitausendjährige Geschichte der christlichen Kirchen im Umgang mit der menschlichen Liebe, Beziehung und Sexualität hinter uns, die selbstverständlich auch heute wirkt. Es scheint deshalb sinnvoll zu sein, zunächst einen Blick in spätmoderne Liebesverständnisse zu werfen, deren Auswahl nicht einfach ist.

Meine Auswahl von zwei soziologischen Zugängen zu Liebe, Partnerschaft und Ehe ist darin begründet, dass heute der Soziologie weitgehend jene Deutungshoheit zukommt, welche über Jahrhunderte den Kirchen und Religionen und ihrer Theologie zuerkannt wurde. Wenn es um zentrale Phänomene des menschlichen Lebens und der Gesellschaft geht, dann sind soziologische Verständnisse angefragt und auf weite Strecken in unserer Gesellschaft akzeptiert. Das ist auch mit der Liebe nicht anders. Wenn es also in meinem Vortrag um Liebe und Jesunachfolge geht, dann ist ein erster Blick in das moderne, soziologisch geprägte Liebesverständnis lohnend.

2. Soziologische Liebesverständnisse

Ich beziehe mich dabei auf zwei bekannte Referenzautoren, die über die Liebe gearbeitet haben: Auf den Systemtheoretiker Niklas Luhmann und auf den bekannten Soziologen Ulrich Beck. Was ist für sie Liebe? Wie problematisieren sie die Liebe aus einer modernen bzw. postmodernen Sichtweise?

⁵ Vgl. zur Auswahl, Übersetzung und Auslegung der folgenden Textstellen den Beitrag von M. Hasitschka in diesem Buch, 32-51.

2.1 Liebe, ein Medium der Kommunikation – das Verständnis von Niklas Luhmann

Für den bekannten Systemtheoretiker Niklas Luhmann⁶, der in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts das bekannte Buch „Liebe als Passion“⁷ geschrieben hat, ist die Liebe ein Kommunikationsmedium, ähnlich wie Wahrheit, Macht oder Geld. Man darf beim Gebrauch des Wortes Medium im Zusammenhang mit Liebe selbstverständlich nicht an das übliche Verständnis technischer Medien denken, wie sie in Bildung und Kommunikation verwendet werden, also etwa an audiovisuelle Medien, Handy oder Internet.

Wie kommt Luhmann dazu, Liebe als Kommunikationsmedium zu bezeichnen und was will er damit erklären? Luhmann geht davon aus, dass wir Menschen heute in einer komplexen und kontingenten Welt leben. Die Welt ist insofern komplex, schreibt Luhmann, „als sie mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns birgt, als je aktualisiert werden können“⁸. Der Mensch muss also ständig auswählen und sich entscheiden. „Sie ist kontingent insofern, als diese Möglichkeiten sich in ihr abzeichnen als etwas, das auch anders sein oder anders werden könnte.“⁹ In einer übermäßig komplexen und kontingenten Welt, die nicht mehr durch Traditionen oder Institutionen selbstverständlich zusammengehalten und erschlossen wird, sind Sinnbildung und Kommunikation die wichtigsten menschlichen Ordnungsmittel.

Sprachliche oder auch nicht sprachliche Kommunikation vermittelt Sinngehalte. Kommunikation allein garantiert aber nicht, dass der von mir ausgewählte Sinn auch vom anderen akzeptiert wird. Um für die Akzeptanz des kommunizierten Sinns zu motivieren, braucht es Medien der Kommunikation. Sie motivieren zur Annahme, zur Akzeptanz eines bestimmten Sinns. Wie sie das tun, kann sehr unterschiedlich sein, je nachdem, ob sich der übertragene Sinn eher auf das Erleben oder eher auf das Handeln bezieht. „Liebe“, schreibt Luhmann, „vermittelt eine doppelte Sinnbestätigung: In ihr findet man, wie oft bemerkt, eine unbedingte Bestätigung des eigenen Selbst, der personalen Identität. Hier, und vielleicht nur hier, fühlt man sich als der akzeptiert, der man ist – ohne Vorbehalte und ohne Befristung, ohne Rücksicht auf Status und ohne Rücksicht auf Leistungen. Man findet sich in der Weltsicht des anderen erwar-

tet als derjenige, der zu sein man sich bemüht. Die Fremderwartungen des anderen konvergieren mit den Eigenerwartungen des Ich, mit der Selbstprojektion. Das befreit vom ewigen Kreisen des inneren Monologs und befähigt zur Selbstmitteilung nach außen und damit auch zum Lernen an der Resonanz und zur Anpassung an sich ändernde Lebenslagen. Und eben deshalb, weil man seinen Platz darin hat, kann man auch die Weltsicht des anderen akzeptieren, in sehr konkreten Ansichten Konsens finden.“¹⁰ Im Unterschied zu anderen Medien der Kommunikation, die auch die Akzeptanz von Sinn fördern, wie die Wahrheit, die Macht oder das Geld, wohne der Liebe eine Leichtigkeit und Überzeugungskraft inne, die sie gesellschaftlich unentbehrlich mache.

Gleichzeitig ist die Liebe einem eminenten gesellschaftlichen Wandel unterworfen. Nach einem historischen Durchgang durch die unterschiedlichen Liebessysteme von der Antike bis heute, auf den ich hier nicht näher eingehen kann, konstatiert Luhmann für die Neuzeit eine „Verselbständigung und funktionale Spezifikation von Kommunikationsmedien“, die erst durch die Bildung entsprechender Sozialsysteme möglich wurde und die auch für die Liebe gilt. „Auf geschlechtliche Beziehungen hinauslaufende, passionierte Liebe findet ein dauerhaftes System in der Gründung einer Familie, und zwar einer Familie, die auf der monogamen Ehe beruht, welche ihrerseits als auf Liebe gegründet erwartet und dargestellt wird. Passion aber ist eine nicht zu verantwortende, zufällige Verfassung, deren Eintreten eben so wenig beherrscht werden kann wie ihr Erlöschen – ein höchst labiles Systemprinzip.“¹¹

Dieses fragile System von passionierter Liebe und institutionalisierter Ehe, das nach Luhmann „die Widersprüche zwischen Zwangsläufigkeit und Freiheit, Impulsivität und Dauer“ in sich trägt, wird auf eine „ambivalente Wertorientierung“ und „damit auf das Verhalten“ abgewälzt. „Man muss dabei sehen, dass die alten Probleme des Ausredens einer unvernünftig gewünschten Heirat und des Ehebruchs sich beträchtlich verschärfen, wenn für die Ehe Liebe und daher auch für die Liebe Ehe gefordert wird. Dann gefährdet ein Divergieren, und vor allem ein offensichtliches Divergieren von Liebe und Ehe, das System in seinen Grundlagen.“ Luhmann kommt zum Schluss: „Als Strukturprinzip eines sozialen Systems steigert Liebe Chancen und Risiken miteinander.“¹²

6 Niklas Luhmann (1927-1998) war Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld.

7 *Luhmann, Liebe als Passion.*

8 *Luhmann/Kieserling, 12.*

9 *Luhmann/Kieserling, Liebe, 12.*

10 *Luhmann/Kieserling, Liebe, 21f.*

11 *Luhmann/Kieserling, Liebe, 56.*

12 *Luhmann/Kieserling, Liebe, 57.*

Führt also die moderne Liebesche, die es bis heute nur in einem Teil der Welt gibt, zur Stabilisierung oder zur endgültigen Zerstörung des Ehe- und Familiensystems? Untersuchungen aus Indien¹³, wo noch immer der weitaus überwiegende Teil der Hochzeiten „arranged marriages“ sind und sich nach meiner Erfahrung auch junge Leute kaum eine Liebesheirat vorstellen können¹⁴, zeigen, wie tief das Bewusstsein verankert ist, dass Liebesehen kein Glück bringen. Doch erstaunlicher Weise ist in jenen Kulturen, in denen die Liebesheirat fortgeschritten ist, trotz steigender Ehescheidungen zu vermuten, dass sich in einer aus Liebe geschlossenen Ehe „stabilisierende Mechanismen entwickeln, die die Passion überdauern und sie in ein geregeltes Leben überleiten.“¹⁵ Dazu muss die Gesellschaft den Liebenden genügend „Systemkomplexität“ überlassen, die den Aufbau einer eigenen Welt der Partner ermöglicht.

Das alles schließt Ehekonflikte nicht aus, ganz im Gegenteil. Doch nach Luhmann werden in sogenannten „guten Ehen Meinungskonflikte, die die Ebene des wechselseitigen Erwartens der Erwartungen des anderen belasten könnten, entweder unterdrückt oder auf der Ebene des Erwartens solcher Erwartungserwartungen, also mit Hilfe von dreistufiger Reflexivität, umsteuert. ... Dass damit auch ein hochentwickeltes psychisches Leistungsvermögen, eine differenzierte soziale Sensibilität und ein entsprechend komplexes personales System der Erlebnisverarbeitung vorausgesetzt sind, liegt auf der Hand. Hier mag einer der Gründe dafür zu finden sein, „dass die Ehe mehr latente Geistesstörungen zutage fördert als der Krieg“. Denn die moderne, auf Liebe gegründete Familie scheint zunehmend weniger in der Lage zu sein, psychisch defekte Mitglieder zu ertragen, und trägt daher wesentlich dazu bei, Grenzfälle in psychiatrische Behandlung hineinzudefinieren.“¹⁶

Wir können nach diesem kurzen Durchgang durch Luhmanns Erklärung der Liebe als Medium der Kommunikation feststellen: Nicht nur die meisten Inder sondern auch der nüchterne Systemtheoretiker N. Luhmann hält passionierte Liebe als Institution für ein großes gesellschaftliches Risiko, das aber

13 *Kakar/Kakar*, Die Inder.

14 Diese Erfahrungen kommen aus einem Seminar mit indischen Studierenden eines Wirtschaftskollegs, mit denen ich gemeinsam mit T. Peter und einer indischen Co-Leiterin ein Seminar in Themenzentrierter Interaktion gehalten habe und aus anderen Indien-Erfahrungen.

15 *Luhmann/Kieserling*, Liebe, 58.

16 *Luhmann/Kieserling*, Liebe, 61.

gleichzeitig unumgebar ist. „Liebe ist nicht nur qua Ideal, sondern auch qua Institution eine Überforderung der Gesellschaft.“¹⁷ Dazufügen müsste man: Der sie aber nicht entkommt. Nicht zuletzt mit einer Pädagogik der Liebe will die Gesellschaft das Risiko der Liebe gesellschaftlich tragbar machen.

2.2 Liebe als „irdische Religion“ – das Verständnis von Ulrich Beck

Auch U. Beck beschäftigt sich mit der Liebe in einer nachtraditionalen, areligiösen, individualisierten Lebenswelt. Auch von ihm werden Liebe und Sinn in Zusammenhang gebracht: „Gefragt wird ... nach einem postchristlichen, innermodernen Sinn, und unsere Antwort lautet schlicht und unsoziologisch: Liebe. In der Leichtsinnigkeit eines Augenblicks sei das Abenteuer der Vermutung gewagt, dass Liebe mit ihrem ganzen Kosmos, ihren höchsten und hinteren Werten, ihren höllischen Himmeln und himmlischen Höllen, mit ihrer wirklich ganz tierischen Menschlichkeit entschlüsselt werden kann als eine solche Form des nachtraditionalen, innermodernen Sinns.“¹⁸

Beck ist einerseits vom unaufhaltsamen Zerfall traditioneller Ehe-, Familien- und Partnerschaftsstrukturen im „ganz normalen Chaos der Liebe“ überzeugt. Doch hinter diesem Zerfall traditioneller Strukturen zeige sich paradoxer Weise eine neue Vergötzung der Liebespartnerschaft. Diese führe zwar nicht unbedingt zu einer Verhaltensänderung in Sachen Liebe, also etwa zu einer Zunahme der Stabilität von Ehen. Ähnlich wie der religiöse Glaube nicht notwendigerweise zu einer Verhaltensänderung führe, sei das auch mit dem Liebesglauben der Fall.

Strukturell hätten Religion und Liebe große Ähnlichkeiten miteinander: „Sie sind jede für sich ein Schlüssel aus dem Käfig der Normalität. Sie öffnen die Normalität auf einen anderen Zustand hin. Die Bedeutungspanzer der Welt werden aufgebrochen, Wirklichkeiten anders und neu erstürmt. In der Religion geschieht dies auf eine Wirklichkeit hin, die als Überwirklichkeit die Endlichkeit des menschlichen und alles anderen Lebens in sich enthält. In der Liebe erfolgt dieses Aufschließen der Normalität sinnlich, persönlich, in sexueller Leidenschaft, aber auch in der Öffnung des Blicks füreinander und für die Welt. Die Liebenden sehen anders und sind daher anders, werden anders, erschließen einander andere Wirklichkeiten. Schaffen sich neu, indem sie ihre

17 *Luhmann/Kieserling*, Liebe, 67.

18 *Beck/Beck-Gernsheim*, Das ganz normale Chaos, 223.

Geschichte sich wechselseitig offenbaren und ihre Zukunft neu schmieden.“¹⁹ Liebe äußere sich authentisch; sie sei eine Zuwiderhandlung gegen religiöse oder gesellschaftliche Einschränkungen; die Liebe sei eine Utopie, die nicht vom Oben kultureller Überlieferungen heruntergeholt werden müsse, sie komme vielmehr von unten. „Für die Liebe zuständig ist – gemäß der modernen Sozialstruktur – keine externe Moralinstanz, sondern nur noch das Einverständnis der Liebemachenden selbst. Während Glaube, der nicht mehr gelehrt wird, zerfällt, ist Liebe eine kirchenlose und priesterlose ‚Religion‘, deren Bestand so sicher ist wie die Schwerkraft enttraditionalisierter Sexualität.“²⁰

3. (Wo) hat die erotisch-sexuelle Liebe in der Nachfolge Jesu Platz?

Mit dem Blick spätmoderner Liebesverständnisse, die das (gesellschaftliche) Risiko der Liebe und gleichzeitig ihre Unausweichlichkeit, ja ihre religiöse (Ersatz-)Funktion für die Sinnfindung des Menschen deutlich machen, wenden wir uns wiederum der Nachfolge Jesu zu: In diesem Zusammenhang ist nochmals die große Kluft im Hinblick auf die Einschätzung erotisch-sexueller Liebe, auf Partnerschaft und Ehe und auch auf gleichgeschlechtliche Liebesformen bewusst zu machen, die zwischen der Zeit Jesu und der Spätmoderne, in der wir leben, besteht. Angesichts dieses „garstigen Grabens“²¹ zwischen damals und heute, was die Erfahrung und Bedeutung erotisch-sexueller Liebe betrifft, spreche ich nicht von der „Suche nach einer christlichen Beziehungsform“, wie es das Gesamtthema der Sommertage nahe legen würde. Das Suchen stellt ein Finden einer christlichen Beziehungsform in Aussicht. Doch soweit ist es heute nicht und wird es vielleicht nie mehr kommen, dass wir eine christliche Beziehungsform entwerfen können, die Jesusnachfolge und Liebes- und Beziehungserfahrung in ein problemfreies Verhältnis bringt. So ist mir das „auf der Suche“ bereits bei der Themenformulierung nicht über die Lippen gekommen und ich habe vorsichtiger formuliert „Zur Problematik“ einer „christlichen“ Beziehungsform. „Christlich“ habe ich zur Vorsicht auch noch in Anführungszeichen gesetzt.

19 Beck/Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos, 231.

20 Beck/Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos, 233.

21 Diesen Begriff gebraucht P. Tillich, um die Kluft zwischen „Botschaft und Situation“ anzuzeigen, die durch die Methode der Korrelation überwunden werden kann: Vgl. *Tillich*, Systematische Theologie, 9-83.

Kann es denn eine Jesusnachfolge überhaupt geben, welche die erotische Liebe zwischen Menschen einschließt? Ich habe ja bisher nicht die „philia“, die Freundschaftslove, oder die „agape“ die göttliche und spezifisch christliche Liebe angesprochen, von denen im Alten und Neuen Testament fast ausschließlich gesprochen wird. Ich beziehe mich bewusst auf die erotische Liebe, die den ganzen Bereich der Sexualität mit einschließt, also auf das, woran die meisten Menschen heute denken, wenn sie das Wort Liebe hören und womit sich auch die referierten Soziologen auseinandergesetzt haben.

In erotischer Liebe Jesus nachfolgen, ist das nicht ein Widerspruch in sich? Etwas, was sich grundsätzlich ausschließt? Ist nicht Friedrich Nietzsche, auf den auch Papst Benedikt XVI. in seiner „Liebeszyklika“ hinweist, Recht zu geben, wenn er das Christentum beschuldigt, dem Eros Gift zu trinken gegeben zu haben; „er [der Eros] sei zwar nicht daran gestorben, aber zum Laster entartet“.²² Wenn der Papst von der erotischen Liebe spricht und dabei Nietzsche zitiert, dann ist ihm wohl bewusst, welche Anziehungskraft die erotische Liebe gegenüber allen anderen Formen der Liebe, wie der Vaterlandsliebe, der Liebe zur Arbeit, der Liebe zwischen Eltern und Kindern, der Liebe zwischen Geschwistern und Verwandten, natürlich auch der Gottesliebe hat, wengleich mystische Menschen ihre Gottesbeziehung gerne in erotischen Bildern beschreiben; also unendlich weit können göttliche und erotisch-sexuelle Liebeserfahrungen auch wieder nicht auseinander liegen, wenn sich die Bilder ähnlich sind.

Papst Benedikt schreibt, dass die erotisch-sexuelle Liebe heute oft „als der Urtypus der Liebe schlechthin [gesehen wird], neben dem auf den ersten Blick alle anderen Arten von Liebe verblassen“.²³ Und – um gleich vorweg ein mögliches Missverständnis auszuräumen, das man dem Papst unterstellen könnte – Benedikt XVI. schließt die erotische Liebe keineswegs aus seinem christlichen Liebesverständnis aus; er problematisiert nur die antiken und modernen Fehlformen des Eros. Die Intention seines Rundschreibens geht vielmehr in die Richtung, dass alle Formen der Liebe „in irgend einer Weise“ zusammengehören...Er fragt zwar rhetorisch: „ist Liebe doch – in aller Verschiedenheit ihrer Erscheinungen – eigentlich eins, oder gebrauchen wir nur ein und das selbe Wort für ganz verschiedene Wirklichkeiten?“²⁴ Der Papst ist

22 Zitiert nach: *Benedictus XVI*, Gott ist die Liebe.

23 *Benedictus XVI*, Gott ist die Liebe, 14.

24 *Benedictus XVI*, Gott ist die Liebe, 14.

überzeugt, das geht aus seinem Rundschreiben klar hervor, dass es nur eine Liebe gibt und dass diese eine Liebe die erotische und geschlechtliche Liebe einschließen muss: „Im Letzten ist ‚Liebe‘ eine einzige Wirklichkeit, aber sie hat verschiedene Dimensionen – es kann jeweils die eine oder andere Seite stärker hervortreten. Wo die beiden Seiten [die göttliche und die menschliche Liebe] aber ganz auseinanderfallen, entsteht eine Karikatur oder jedenfalls eine Kümmerform von Liebe“.²⁵

Aber ist die Tradition des Christentums und speziell der katholischen Kirche nicht geradezu geprägt von der Schizophrenie zwischen irdischer, vor allem erotisch-sexueller und christlicher, speziell göttlicher Liebe? Alle Probleme, die auf den Theologischen Sommertagen im Hinblick auf ein Verständnis der Jesusnachfolge bearbeitet wurden, radikalieren sich angesichts der Frage nach einer „christlichen Beziehungsform“: Wenn es darum geht, dass sich Menschen, die in höchst plural gestalteten Liebesformen leben, als Paare oder als Einzelne auf das einlassen, was wir – bei allen notwendigen Differenzierungen und Einwänden – als Jesusnachfolge bezeichnen, dann können wir uns das in der Realität kaum vorstellen. Warum eigentlich?

3.1 Die (zu) einfache Antwort: Eine katholische Ehe führen

Treue KatholikInnen könnten auf den Gedanken kommen, dass die Jesusnachfolge darin bestehe, dass sie eine katholische Ehe schließen und führen, ähnlich wie manche unverheiratete Menschen in einer Ordensgemeinschaft Jesus nachzufolgen versuchen. Warum ist letzteres – nämlich Jesus als Ordensfrau/Ordensmann in einem ehelosen Leben nachzufolgen – eine durchaus gewohnte Vorstellung, während die Jesusnachfolge in einer Liebesbeziehung, selbst wenn sie im institutionellen Rahmen einer katholischen Ehe gelebt wird, ein gänzlich ungewohnter Gedanke ist?

Ein Grund für diese ungleiche Wahrnehmung zwischen der Jesusnachfolge etwa in einem Orden und der in einer Liebesbeziehung scheint mir in der Moralisierung und Verrechtlichung der Liebe im Kontext der christlichen, speziell der katholischen Ehe zu liegen. H. J. Weinz schreibt dazu im Handbuch christlicher Spiritualität: „Die Ehe ist eher eine Prüfung als ein originärer Heilsweg. Sie ist zwar von ihrem Wesen her grundsätzlich gut, in ihrer konkreten Gestalt aber eine von der Sünde verletzte und, mit der Ehelosigkeit vergli-

chen, mindere christliche Lebensform. Eheliches Leben und ehelicher Vollzug sind kein Wert in sich, sie bedürfen der entschuldigenden Ehegüter: Nachkommenschaft, Treue, unauflösliches Band und der begründenden Ehezwecke (Zeugung der Nachkommenschaft, Heilmittel gegen die fleischliche Begierde der ungeordnet gelebten Sexualität, Leistung der ehelichen Pflicht). Gleichzeitig hat die Kirche die Ehe als notwendige und heilige Wirklichkeit gegen dualistische und leibfeindliche Tendenzen verteidigt und vom 10. Jahrhundert ab immer deutlicher ihre Sakramentalität betont.“²⁶

Erst im Umfeld der Theologie des Zweiten Vatikanums werden Liebe, Partnerschaft, Ehe und Familie in ihrer theologisch-spirituellen Bedeutsamkeit ansatzweise erkannt. Die Lebensformen von Partnerschaft, Ehe und Familie prägen die Praxis des Glaubens in einer spezifischen, unverwechselbaren Weise. Ehe- und Familienspiritualität werden als „Verleiblichung des christlichen Glaubens in den ‚Gestalten‘ von Ehe und Familie“²⁷ erkannt. Zwischen christlichem Glauben und partnerschaftlichem bzw. familiärem Leben besteht eine wechselseitige Korrelation: Die Partnerschafts- und Familienbeziehungen prägen die Jesus-Christusbeziehung und die Jesus-Christusbeziehung prägt die Gestalt von Ehe und Familie.

3.2 Ehe und Familie zwischen Verherrlichung und Abwertung

Mit der Vergeistigung der Liebe in der christlichen Spiritualität mag auch die ambivalente Haltung der Kirche gegenüber der Glaubensbedeutung von Liebe, Ehe und Familie zusammen hängen. So spirituell bedeutungslos dafür aber moralzentriert die eheliche Liebe und die Familienbeziehungen kirchlicherseits manchmal auch gesehen wurden, so sehr wurden sie gleichzeitig idealisiert und auf das Podest gehoben. Insbesondere die „christliche Familie“ erfuhr eine hohe Wertschätzung. Bis heute dient das Bild der Familie in kirchlichen Dokumenten dazu, die Kirche und speziell die „Kirche im Kleinen“ zu beschreiben. Wie fragwürdig es ist, die Familienmetapher auf die Kirche zu übertragen, wird deutlich, wenn man die Einstellung Jesu und der frühen Kirche zur Familie, wie sie in den neutestamentlichen Schriften noch zu erkennen ist, bedenkt. Auch der Wandel der Familie im Laufe der Geschichte und im Kontext der Kulturen zeigt die Fragwürdigkeit einer solchen Metapher. Die scheinbare Wertschätzung der Paar- und Familienbeziehungen für den christli-

25 *Benedictus XVI.*, Gott ist die Liebe, 25f.

26 *Weinz.*, Ehe und Familie, Sp. 253.

27 *Weinz.*, Ehe und Familie, Sp. 253.

chen Glauben in der Form, dass man eine bestimmte Gestalt von Partnerschaft, Ehe und Familie „heilig spricht“, ist eine höchst ambivalente Sache. Jede zu „glatte“ Verbindung von Jesusnachfolge und partnerschaftlicher Beziehungsgestalt öffnet einer christlichen Beziehungsideologie Tür und Tor.

Wie anfällig die kirchliche Praxis für Beziehungsideologien ist, lässt sich an vielen Hochzeitspredigten oder an Ansprachen zum Familiensonntag oder zu ähnlichen kirchlichen Anlässen gut zeigen: Die Beziehungen werden in einer Weise idealisiert, dass den banalen Alltagserfahrungen in Partner- und Familienbeziehungen, vor allem den Krisen und Konflikten, erst wieder kein Platz als glaubensrelevante Erfahrungen zukommt.

3.3 Der Glaubwürdigkeitsverlust kirchlicher Beziehungsvorstellungen

Wahrscheinlich hat die katholische Kirche im letzten Jahrhundert auf keinem anderen Gebiet einen ähnlich hohen Glaubwürdigkeits- und Bedeutungsverlust erlitten, wie auf dem Gebiet der Gestaltung menschlicher Partnerschaft und Sexualität. Der letzte große Einschnitt im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit kirchlicher Aussagen im Bereich von Partnerschaft und Sexualität war mit der Enzyklika Papst Pauls VI. „*Humanae vitae*“ verbunden, die selbst Frauen und Paare, die zum innersten Segment der Katholischen Kirche gehörten, die Befolgung kirchlicher Vorschriften endgültig austrieb. Als die Enzyklika „*Humanae vitae*“ erschien, war ich junger Religionslehrer an einer Hauptschule: Ich sehe heute noch einen stockkatholischen, kirchentreuen Kollegen vor mir, der fünf Kinder hatte, und ob dieses päpstlichen Rundschreibens die Kirchenwelt nicht mehr verstand: „So etwas können nur Menschen schreiben, die vom Alltag einer Beziehung mit all ihren Mühen und Belastungen keine Ahnung haben und die sich in klerikalen Phantasien über den unerlaubten Genuss von Sexualität ergehen“, schimpfte er.

Nach „*Humanae vitae*“ versuchten einzelne Bischofkonferenzen, wie die Österreichische in der sogenannten Mariazeller Erklärung, den ärgsten Schaden im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Kirche unter katholischen Paaren zu mildern und mahnten das Prinzip des gebildeten Gewissens an, das über die Wahl der Empfängnis regelnden Mittel entscheiden sollte; das zweite Vatikanum hatte sich ja, nach dem es die Liebe der Partner als Ehezweck dem der Zeugung und Erziehung der Kinder gleichgestellt hatte, in langen und hitzigen Debatten zum Prinzip der verantworteten Elternschaft durchgerungen: „In ihrer Aufgabe, menschliches Leben weiterzugeben und zu erziehen, die als die nur ihnen [den Eltern] zukommende Sendung zu betrachten ist, wissen sich

die Eltern als mitwirkend mit der Liebe des Schöpfers und gleichsam als Interpreten dieser Liebe. Daher müssen sie in menschlicher und christlicher Verantwortlichkeit ihre Aufgabe erfüllen und in einer auf Gott hinhörenden Ehrfurcht durch gemeinsame Überlegung versuchen, sich ein sachgerechtes Urteil zu bilden. ... Dieses Urteil müssen im Angesicht Gottes die Eheleute letztlich selbst fällen“.²⁸ Es sei also sittliche Pflicht der Eltern, die Zahl der Kinder zu begrenzen und nicht der natürlichen Fruchtbarkeit ihren Lauf zu lassen. *Wie* die Zahl der Kinder begrenzt werden sollte, also welche Mittel zur Empfängnisregelung erlaubt oder unerlaubt seien, darüber schweigt sich der Konzilstext bekanntlich aus. Die Beratung und Entscheidung darüber sollte einer nachfolgenden Weltbischofssynode bzw. dem Papst vorbehalten bleiben. In diesem Zusammenhang ist in Erinnerung zu rufen, dass sich der Papst in seinem Rundschreiben mit der Unterscheidung zwischen natürlichen und damit erlaubten und nicht natürlichen und damit unerlaubten Mitteln dem Minderheitenvotum der Bischöfe und Experten angeschlossen hatte.

Es wäre aber viel zu einfach, die Ursachen für das Schisma zwischen den kirchlichen und gesellschaftlichen Auffassungen von Ehe, Partnerschaft, Erotik, Sexualität nur bei den Kirchen, speziell bei der katholischen Kirche zu suchen. Das Problem ist vielschichtiger und hat viele Ursachen. Auf der einen Seite haben sich die gesellschaftlichen Vorstellungen von Liebe, Beziehung und Sexualität in einer Weise gewandelt und pluralisiert, dass die katholische Kirche mit ihrem Festhalten an einem lebenslangen Ehebund wie der heillos verspätete Auftritt eines Dinosauriers wirken muss, der sich in die spätmoderne, von Markt und Medien beherrschte Welt verloren hat. Wir können natürlich beobachten, dass ein solch verspäteter Auftritt eines Urtiers mitunter auch Neugierde auslösen und manche Menschen auch so faszinieren kann, dass sie sich für eine kirchliche Eheschließung entscheiden. Damit will ich natürlich nicht behaupten, dass alle Paare, die kirchlich heiraten, das nur aus Eventgründen tun. Aber ganz zu Unrecht hat Kurt Marti die kirchliche Trauung nicht in folgender Weise karikiert:

Die Glocken dröhnen ihren vollsten Ton
und Photographen stehen knipsend krumm.
Es braust der Hochzeitsmarsch von Mendelsohn.
Der Pfarrer kommt! Mit ihm das Christentum.

Die Damen knien im Dome schulternackt,
 noch im Gebet kokett und photogen.
 Indes die Herrn, konjunkturbefruckt,
 diskret auf ihre Armbanduhren sehen.

Sanft wie im Kino surrt die Liturgie
 zum Fest von Kapital und Eleganz.
 Nur einer flüstert leise „Blasphemie!“
 Der Herr. Allein. Ihn überhört man ganz.

K. Marti (Für eine Welt ohne Angst, 31)

Die Faszination der kirchlichen Trauung hält bei manchen Paaren zumindest so lange an, bis die ganze Verbindlichkeit des Eheversprechens, „in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod euch scheidet“ treu zusammen zu bleiben, aktuell wird oder die christlich-religiöse Erziehung der Kinder ansteht. Dann erst wird oft schmerzvoll bewusst, dass ich keinen Lebensabschnittspartner/keine Lebensabschnittspartnerin geheiratet habe, sondern einen Menschen, dem ich die Liebe und Treue für ein Leben lang vor Gott versprochen habe.

Die kirchliche Propaganda freilich, dass der Ehebund vielleicht deshalb stabiler sei, weil er kirchenrechtlich abgesichert, konventionell anerkannt und öffentlich vermittelt ist, glaubt aber wohl keiner mehr. Man kann davon ausgehen, dass auch für eine Paarbeziehung unter ChristInnen gilt, was der Wir-Philosoph Udo Tietz für alle Wir-Gemeinschaften behauptet: Dass nämlich „ein angemessenes Gemeinschaftskonzept zunächst Raum schaffen [muss] für die Ja/Nein-Stellungnahmen bezüglich der Mitgliedschaft..., weil das Individuum ‚das So-Sein und das zu ihm gehörige Gutsein‘, das für die praktische Identität der Gruppe steht, in seine Identität aufnehmen muss,“. Es geht also auch in einer Paarbeziehung um eine mindestens implizite Zustimmung, dass man selbst aus freien Stücken sich immer wieder neu für diese Beziehung entscheidet. Die gerade kirchlicherseits der Postmoderne vorgeworfene Beliebigkeit trifft nur begrenzt zu. Auf der einen Seite will der spätmoderne Mensch nicht Beziehungen aufrecht erhalten, zu denen er keine innere Zustimmung mehr geben kann, auf der anderen Seite ist er bei freier Zustimmung durchaus bereit und in der Lage nach einem Gutsein zu streben, das einerseits von der Partnerin/dem Partner mitgetragen ist, das sich aber durchaus auch auf ein „Gutsein im Sinne des Gemeinwohls“ bezieht. Luhmann sieht ja gerade

darin eine Stärke der erotisch-sexuellen Beziehung als *Movens*, er sagt als *Medium*, der Verständigung über solche Ziele.

4. Freiheit – Geschenk – Intimität des Schweigens

Eine katholische Ehe als Berechtigungsbedingung für die erotische und sexuelle Liebe einfachhin zu verlangen und darin die lebenslange Liebe und Treue nur zu postulieren, ohne den selbstverständlichen Freiheitswillen des modernen Menschen zu beachten, der die innere Zustimmung zur Gemeinsamkeit immer wieder neu herausfordert, bringt sich um die Frucht der selbstbestimmten Gemeinsamkeit, nämlich nach einem Gutsein zu streben, das durchaus über das Paar hinaus geht. Ich kann nur aus der eigenen Erfahrung einer 37jährigen Ehe sagen, dass wir den Entschluss, den wir bei unserer Hochzeit in den ausgehenden 68ern gefasst hatten, den Hochzeitstag dazu zu benützen, um eine Bilanz über unsere Liebe und Beziehung zu ziehen und das Eheversprechen jedes Jahr zu erneuern, nie bereut haben, wengleich es manches Jahr an der Kippe stand, ob wir es noch auf ein weiteres Jahr zusammen wagen, oder ob wir auseinander gehen werden. Bei aller Konflikthaftigkeit, die menschlichen Liebesbeziehungen selbstverständlich eigen ist, kann sich mit den Jahren auch eine Dankbarkeit für das Leben in Beziehung einstellen, die der Fröhlichkeit und Gelassenheit Raum gibt, die ein Kennzeichen der Jesunachfolge auf das Reich Gottes hin darstellt. Dass man es als unverdientes Gnadengeschenk sehen kann, wenn nicht die Enttäuschung über entgangene Möglichkeiten von Erotik und Sexualität oder die Verbitterung über Fehlritte der Partnerin/des Partners die Grundstimmung der Beziehung bestimmen, sondern zugelassene Versöhnung und liebende Dankbarkeit für die geschenkte Zeit und Beziehung; einen solchen Blick eröffnet das Mit-Auf-Dem-Weg sein mit Jesus auch dann, wenn man nicht ausdrücklich davon spricht, weil einem die Begriffe dafür fehlen und man einer allzu religiösen Sprache skeptisch gegenübersteht, oder weil die Intimität einer solchen Erfahrung, gemeinsames Schweigen gebietet.

4.1 MIT-IHM-SEIN, damit die Andere/der Andere weder zum Götzen, noch zum Opfer wird

Ich suche nach einem Bild für die Liebe, das die Gnade des Weges einschließt. Denn das MIT-IHM-GEHEN kehrt sich ja im Alltag einer Partnerbeziehung nicht selten in die Erfahrung: Ich bin/wir sind durch alle Krisen und Konflikte hindurch nicht allein: Die, die Jesus versprochen hat und die alles, auch unsere

brüchige Beziehung gut machen wird, die Ruach Gottes, die Geistin, geht mit uns, was auch immer kommen wird. „Sich nicht aus dem Herzen verlieren“²⁹ steht als Metapher für die Liebesbewegung in vielfältigen Liebesformen, die nicht das Machen in den Mittelpunkt stellt, sondern das Geschehen lassen: „Wir haben einander nicht aus dem Herzen verloren“.

Eine Metapher ist ein sprachliches Symbol und unterscheidet sich bekanntlich vom exakten Begriff. Die Metapher ist vielsinnig und deckt nie eindeutig alles ab, was beschrieben werden müsste, wenn es um die Liebe zwischen zwei Menschen geht. Der Vorteil der Metapher gegenüber dem Begriff liegt gerade in ihrer undefinierbarkeit, die ja auch ein Kennzeichen des Wortes Liebe ist. Wenn wir etwas über die Liebe sagen wollen, dann bedienen wir uns sprachlicher Bilder: Die Liebe ist wie..., oder mit der Liebe ist es wie... Nicht von ungefähr kommen wir damit nahe an die Sprechweise Jesu heran, wenn er von der in ihm anbrechenden Gottesherrschaft, spricht: „Mit dem Himmelreich ist es wie...“, hören wir immer wieder in den Evangelien. Die Metapher beschreibt den Gegenstand, um den es geht, nicht von außen; sie nimmt uns – auch emotional – in das Sprachgeschehen mit hinein. So kann es sein, dass „Sich nicht aus dem Herzen verlieren“ auf eine Erfahrung in meiner/unserer Liebesbeziehung in der ich/wir gerade lebe(n) auch tatsächlich trifft. Oder die Metapher sagt etwas von einer verflossenen Beziehung aus, oder sie trifft auf gar nichts in mir. Hat sich in einer wirklichen oder einer ersehnten/erträumten Liebesbeziehung etwas so angefühlt, wie „Sich nicht aus dem Herzen verlieren“ oder ist mir bewusst geworden, dass sich in dieser Metapher etwas ausdrückt, was für die Liebe zwischen uns beiden zutrifft?

„Sich nicht aus dem Herzen verlieren...“; das Herz ist das zentrale Lebensorgan des Menschen; wenn das Herz zu schlagen aufhört, so haben es die Menschen zumindest über lange Zeit verstanden, bin ich tot. „Einen Menschen lieben, heißt sagen: du wirst nicht sterben“³⁰ schreibt Gabriel Marcel und trifft damit in das Zentrum des Liebesverständnisses. Wenn einer den anderen nicht aus dem Herzen verliert, dann leben sie, beide. In unzähligen Liebesgedichten wird erhofft, dass die Liebe dem anderen Menschen Dauer verleiht: „Du wirst nicht sterben“.

Doch liegen nicht Leben und Sterben allein in Gottes Hand? Wie kann ein sterblicher Mensch einem anderen sterblichen Menschen sagen: „Du

wirst nicht sterben?“ Ist das nicht Selbsttäuschung, Illusion, Betrug, Gotteslästerung? Wir sehen schon: Wenn es um die Liebe geht, dann stehen die Vergötzung des Anderen bis in die Unsterblichkeit hinein und seine Opferung als Religionsersatz, der mir alles geben muss, auch den letzten Sinn für mein Leben, dicht beieinander. Gerade die soziologischen Liebeszugänge, in die ich am Beginn einzuführen versucht habe, zeigen diese Gefahr.

Wer für den Dritten, der mitgeht, vorangeht und nachgeht offen bleibt, kann – so Gott will – der Vergötzungs- und Opferspirale entkommen und muss weder sich noch die geliebte Partnerin/den geliebten Partner zum absoluten Mittelpunkt des Lebens machen, ohne dass er sie/ihn aus dem Herzen verlieren würde.

Literatur

- Bauer, Joachim, Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. München 2009.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth, Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main 2005.
- Darwin, Charles, Die Abstammung des Menschen. Paderborn 2005.
- Forschungskreis Kommunikative Theologie, Kommunikative Theologie. Selbstvergewisserung unserer Kultur des Theologietreibens. Wien 2007.
- Kakar, Sudhir/Kakar, Katharina, Die Inder. Porträt einer Gesellschaft. München 2006.
- Luhmann, Niklas, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 2009.
- Luhmann, Niklas/Kieserling, André, Liebe. Eine Übung. Frankfurt am Main 2008.
- Marcel, Gabriel, Geheimnis des Seins. Wien 1952.
- Scharer, Matthias/Hilberath, Bernd Jochen, Kommunikative Theologie. Eine Grundlegung. Mainz 2003.
- Scharer, Matthias/Hilberath, Bernd Jochen, The Practice of Communicative Theology. Introduction to a New Theological Culture. New York 2008.
- Scharer, Matthias, Begegnungen Raum geben. Kommunikatives Lernen als Dienst in Gemeinde, Schule und Erwachsenenbildung. Mainz 1995.
- Scharer, Matthias, Sich nicht aus dem Herzen verlieren. Von der spirituellen Kraft der Beziehung. München 2003.

29 Scharer, Sich nicht aus dem Herzen verlieren.

30 Marcel, Geheimnis des Seins, 472.

Tillich, Paul, Systematische Theologie. Bd. I. Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk. Stuttgart ⁴1973.

Benedictus XVI., Gott ist die Liebe. Die Enzyklika "Deus caritas est" vollständige Ausgabe, ökumenisch kommentiert. Freiburg im Breisgau 2006.

Weinz, Hans-Jakob, Ehe und Familie, in: Schütz, Christian (Hg.), Praktisches Lexikon der Spiritualität. Freiburg 1988, Sp.253.